ALS FROHE BOTSCHAFT IM PARADIES

Dienstag, 23. Juli 2019 – Lake Murray (Papua-Neuguinea) Usakof

-6.922253,141.525638

In der Grundschule von Usakof findet heute kein Unterricht statt, denn der 23. Juli ist National Remembrance Day und Papua-Neuguinea gedenkt seiner Helden vergangener Kriege. Außerdem sind fünf Touristen aus Jemeni zu Besuch, wie Deutschland auf Tok Pisin heißt, der Verkehrssprache des Landes. Und diese Waitman wollen gebührend empfangen werden, denn schließlich ist so ein Besuch keine Alltäglichkeit – die letzten Ges («Gäste») haben sich vor zwei Monaten hierher verirrt. Wobei «verirrt» wohl die Sache nicht ganz trifft, denn von Yurop aus muss man erst einmal zwölf Stunden nach Singapur fliegen, dann mit der Air Niugini weitere sechs Stunden nach Port Moresby, der Hauptstadt von Papua-Neuguinea. Von da aus geht es mit einem Propellerjet weiter nach Mount Hagen, wo man auf eine noch kleinere Maschine umsteigt, einen einmotorigen Sechsplätzer, der von George Negrin im Alleinflug gesteuert wird. Auf dem Sitz des Copiloten steht eine ausgeleierte Tasche, aus der George über den Wolken eine Thermoskanne mit Kaffee, eine Tasse und ein mit Milchpulver gefülltes Honigglas von Mister Bee hervorkramt. Das Flugzeug der neuseeländischen Firma Pacific Aerospace ist «berühmt für seine Fähigkeit, auf kurzen und schlecht ausgebauten Pisten operieren zu können», wie es auf dem vergilbten Begleitblatt für Passagiere heißt, das im Übrigen darauf hinweist, dass das Kauen von Betelnüssen an Bord verboten ist.

George landet elegant auf der Graspiste im Norden von Boboa Island, dem offiziellen Flughafen von Lake Murray, einem riesigen Seengebiet im Südwesten des Landes, nur 50 Kilometer vom

indonesischen Teil der Insel Neuguinea entfernt. Von hier aus sind es dann noch einmal zwei Stunden per Motorboot bis nach Usakof.

Auch wenn sich Sendepa Beajuicui, der sechzigjährige Chief vom Clan der Hunde, keine Vorstellung von so einer Tour machen kann, denn er ist, wie die meisten hier, nur mit der Reisegeschwindigkeit eines Einbaums vertraut, hat er sich doch für den Empfang der Fremden in sein traditionelles Festtagskostüm geworfen. Er hat sich einen Bastrock umgebunden und eine gewaltige Meeresschnecke vors Gemächt gehängt. Auf seiner Brust glänzt eine halbmondförmige Kina-Muschel, das traditionelle Zahlungsmittel im Hochland der Insel, das auch der modernen Währung des Landes den Namen gegeben hat. Alle bloßen Stellen seines muskulösen Körpers hat Sendepa mit gelber, oranger und weißer Farbe bemalt. Auf seinem Haupt trägt er ein prachtvolles Gesteck aus Kasuare-Federn und quer über Stirn und linkes Auge hat er sich außerdem einen orange-roten Paradiesvogel geschnallt – ich glaube es ist der Raggi, der auch die Flagge des Landes beflattert. Unter dem Nationalsymbol im Sturzflug schaut Sendepa freundlich und zufrieden in die Welt, denn die Zeiten, da man hier alles Fremde erst einmal auslöschte, ehe man es nach Namen und Absicht fragte, sind seit einigen Jahren vorbei – wenngleich man beim Anblick vieler Männer das Gefühl hat, dass ihren Körpern das Kriegführen noch so selbstverständlich ist wie unseren das Schlangestehen auf der Post.

Für die Waitman aus Yurop mit ihren Fotoapparaten hat Sendepa als Kämpfer posiert und als Häuptling, als Jäger und weiser Alter. Jetzt sitzt er auf einer Schulbank und starrt auf die Tafel, wo alle Inhalte skizziert sind, die in Grade Six, der höchsten Stufe der Grundschule unterrichtet werden: Vom Bau des menschlichen Körpers über Englisch, Sozialkompetenz, Geometrie und Künste, Gesundheit und Farben, bis hin zum Lesen der Uhr reicht das didaktische Spektrum. Wie gut Sendepa mit diesen Themen vertraut ist, braucht er nicht unter Beweis zu stellen, denn er sitzt hier ja nur zum Spaß.

In seinem Rücken erklärt Schuldirektorin Estalyn Barbare den Gästen, wie wichtig man die Education der Kinder nehme – hier beim Volk der Kuni, die das größte Volk am Lake Murray sind. Der Schulbesuch ist der Abschluss eines Empfangs, der mit Pfeilen begann, die Albert Doa, ein großgewachsener und athletisch gebauter Krieger vom

Stamm der Krokodile, gekonnt über das Boot der Besucher hinwegfliegen ließ, das sich langsam dem Ufer näherte.

Während Albert noch kunstvoll tobt und mit seinem Bogen Fontänen aus dem Wasser schlägt, heißt uns ein alter Herr mit Megaphon bereits aufs Herzlichste willkommen: «Sambi yah», wiederholt er in einem fort, «Welcome friends, peace, peace!»

Eilfertige Hände ziehen das Boot halb aus dem Wasser und legen Palmwedel auf den Uferschlamm aus, was es den Besuchern gestattet, ihre Outdoorschuhe trocken an Land zu bringen. Sogleich werden uns Kränze aus Hibiskusblüten um den Hals gelegt und kräftige Finger helfen die Böschung hoch. Es folgt ein Chor der Frauen, die sich in langen Reihen aufgestellt haben, den Fremden Frieden und Freundschaft entgegen zu singen, sie mit Blattwedeln willkommen zu winken. Ihr Gesang wird von Gitarrenspielern begleitet. Die Kundu aber, die lange Baumtrommel muss schweigen, denn vor wenigen Tagen erst erlag eine junge Frau im Dorf dem Malariafieber – und da darf einige Zeit lang nicht getrommelt werden, so wollen es die Gesetze des Volkes. Und wer den Regeln der Gemeinschaft zuwiderhandelt, dem drohen drakonische Strafen. Wenn jemand zum Beispiel die Frau eines anderen verführt, dann wird er mit einem Fluch belegt. «Das wirkt», versichert mir Smith Eamkoa, einer unserer Führer, selbst ein Kuni aus Usakof: «Der Mann wird schwächer und schwächer, bis er eines Tages stirbt.» Sollte der Fluch einmal versagen, verhext man einen Speer, der den Prozess dann beschleunigt.

Den himmlischen Heerscharen, die uns hier empfangen, sind Flüche im Moment sicher völlig fremd. Jetzt haben die Bewohner des Dorfes eine lange Gasse gebildet, zu meiner Linken stehen die Frauen, rechts haben sich die Männer aufgereiht. Ich komme mir vor wie Prinz Charles, der die Huldigungen eines afrikanischen Stammes entgegennimmt, dem die britische Krone ein neues Spital geschenkt hat. Aber ich habe hier überhaupt nichts Gutes getan und mit Prinz Charles verbinden mich lediglich meine abstehenden Ohren.

Dennoch drücke ich Hände ohne Unterlass, trockene, feuchte, kratzende, seidige, klebrige, seifige, erdige, ölige. Ich schaue in die Gesichter von alten Frauen und jungen Schönheiten, ehrwürdigen Männern und Teenagern, Kindern und Babys. Zwischendurch fällt mein Blick auf ein Stelzenhaus im Hintergrund. In der offenen Tür sitzt

ein kleiner Junge und lässt die Beine baumeln. Wie gerne würde ich mit ihm tauschen, mir die ganze Aufregung aus der Entfernung ansehen. Aber ich reiße mich zusammen, lächle, was das Zeugs hält und versuche, meinem Blick eine gewisse Würde zu geben. Denn der Empfang ist alles andere als ein Scherz, man erwartet etwas von mir – und auch wenn ich nichts zu bieten habe, ist das sicher der falsche Moment, das zu thematisieren.

So gelangen wir zum Langhaus des Dorfes. Ich habe gestern ein Bild des zweistöckigen Riesenbaus gesehen, zehn Mann hoch, mit einem kühn in die Luft gereckten Dach. Das Foto wurde in den 1940er Jahren aufgenommen. Und Smith hat mir versprochen, dass wir das Langhaus heute sehen werden. Allerdings stehen jetzt nur noch ein paar Pfähle da, die kaum eine Ahnung vom Grundriss des Gebäudes vermitteln, geschweige denn eine Idee seiner einstigen Größe.

Ich frage einen älteren Mann mit Kraushaar, was denn mit dem Langhaus passiert sei. Er schaut mich an, als verstünde er meine Frage nicht. Doch ehe ich nachhaken kann, werde ich von zwei Buben zum Platz vor der Schule gezogen. Vor einem Fahnenmast stehen die Schüler des Dorfes in Reih und Glied. Räuspern, Hüsteln, kurzes Einstimmen und schon legen an die hundert Kehlen los: «O arise all you sons of this land / Let us sing of our joy to be free». Papua-Neuguinea hat eine schöne Nationalhymne, die für meine Ohren eher leicht melancholisch klingt als pathetisch-protzig, wie die Hymnen der meisten Nationen. Am Fahnenmast macht sich jetzt eine junge Frau im Bastrock zu schaffen, die sich mit weißer Farbe «Name Joy» auf den Rücken geschrieben hat. Langsam zieht Joy die Flagge des Landes hoch. Als sie oben angelangt ist, schwenkt auch die Hymne in die letzte Strophe ein: «We're independent and we're free. / Papua New Guinea». Und dann salutiert das ganze Dorf, halb vor der Fahne, halb vor den Gästen, die wie auf einer Tribüne schräg neben dem Mast die Ehrungen entgegennehmen. Was für ein Empfang.

Ob so wohl auch einst die neuseeländischen und britischen Missionare aufgenommen wurden, die ab den 1940er Jahren am Lake Murray wirkten? Immerhin brachten sie der Gegend nicht nur das Evangelium, sondern auch Frieden. Bevor sie hier den Menschen die Watte der Nächstenliebe über den Speer stülpten, bekämpften sich die verschiedenen Völker bis aufs Blut – aus territorialen Gründen, wie es heißt. Wahrscheinlich war aber auch die Tatsache

nicht ohne Bedeutung, dass die verschiedenen Stämme keine gemeinsame Sprache hatten und nichts, mit dem sie hätten Handel treiben können – denn wer etwas zu verhandeln hat, der bildet zwangsläufig eine gemeinsame Ebene aus.

Der auf geradezu surreale Weise großartige Willkomm, der den fünf Touristen hier bereitet wurde, kam eindeutig von Herzen. Vor allem die Mütter, die Kinder und die alten Männer waren ganz bei der Sache. Nur die jungen Typen, die Jäger, kauten am Rande des Geschehen cool auf ihren Betelnüssen herum, als schauten sie einem Rugbymatch zu. Allerdings wird das Dorf auch für diese Performance bezahlt. Die vier Männer von Niugini Tours, die uns hierhergebracht haben, übergeben der Rektorin zum Schluss ein gelbes Couvert – 200 Kina sind da drin, knapp 60 Franken. Das ist viel Geld für ein solches Dorf, das sich außer ein paar Super Kakaruk (Brühwürfel von Maggi), etwas Tabak oder ein paar Keksen nichts zu kaufen braucht. See und Flüsse liefern ausreichend Fisch, in den Wäldern laufen Wildschweine, Walabis, Baumkängurus und Kasuare herum, auch kleinere Säugetiere und Vögel aller Art werden gejagt. Die Bäume hängen voller Früchte, in den Gärten wachsen Bohnen, Taro, Süßkartoffel, Maniok, Mais und Co. Kohlenhydrate liefert auch die Sagopalme, deren Mark getrocknet und dann im Bananenblatt geröstet oder direkt im Feuer zu zähen Fladen ausgebacken wird. Der Wald liefert auch das Baumaterial für die Hütten – und Bekleidung, wenn es sein muss. T-Shirt und Co. fanden erst ab den Sechzigerjahren Verbreitung am Lake Murray. Und manches Hemd wird hier mehr als ein Leben lang getragen.

Sind das nicht paradiesische Zustände? Die Antwort hängt wohl von den Ansprüchen ab. Dem Häuptling eines anderen Stammes, dessen Dorf wir besucht haben, fiel beim Baumfällen ein schwerer Ast auf das rechte Bein. Es dauerte zwei Wochen, ihn per Kanu und Flugzeug in ein Spital nach Lae zu schaffen, wo ihm das Glied nur noch amputiert werden konnte.

Mein Besuch am Lake Murray wird kaum dafür sorgen, dass das nächste Unfallopfer schneller ins Spital geschafft werden kann. Ist es also überhaupt sinnvoll, Touristen hierher zu fliegen? Richten Menschen wie ich, die mit ihre Teleobkjektiven durch die Gegend fuchteln und sich nach jedem Händedruck die Finger mit Antiseptikum desinfizieren, nicht vielleicht eher Schaden an – auch jenseits der Gallonen voller Kerosin, die bei ihrer Anreise verpufft?

Die Organisatoren von Niugini Tours geben sich alle Mühe, das Gleichgewicht am Lake Murray nicht zu stören. Sie informieren ihre Kunden, wie sie sich benehmen sollen, halten sich an Abmachungen, funktionieren nach klaren Regeln, haben ein hohes Verantwortungsgefühl und sind mit ihrer kleinen Lodge der bedeutendste Arbeitgeber in der Gegend. Trotzdem: Ist das nicht ein heikles Spiel?

Die Missionare haben auch eine Ahnung von Wohlstand an den Lake Murray gebracht. In der ehemaligen Missionsstation im Dorf Pangua, das etwas weiter südlich liegt, gab es ein Geschäft, ein kleines Spital und sogar eine Powerstation, die Strom produzierte. Nachdem der letzte Missionar 1996 die Station verlassen hatte, dauerte es aber nicht mal ein Jahr und alles war kaputt. Heute ist von diesen Einrichtungen nichts mehr zu sehen. «Missmanagement», sagen die Dorfbewohner und zucken die Schultern – nur wer ist an dem Verfall der Einrichtungen schuld, wenn nicht sie selbst?

Die Bewohner aller Dörfer am Lake Murray, die wir besuchen, setzen große Hoffnungen in den Tourismus. Auch das erklärt den warmen Empfang: Wir sind die Vorboten, Künder kommenden Wohlstands, eng verwandt den Missionaren – heißt Evangelium nicht die «frohe Botschaft»? Die Bewohner von Opovia im Norden des Sees haben neben ihrem Dorf sogar einen Airstripe in den Dschungel geschlagen und hoffen, dass Touristen bald direkt dort landen werden. Bis dato ist die touristische Epiphanie aber ausgeblieben, hat der jungfräuliche Airstripe noch keinen George empfangen. Und was wird geschehen, sollten die Wünsche dieser Menschen doch in Erfüllung gehen?

Sendepa Beajuicui hat jetzt genug die Schulbank gedrückt. Nicht ohne Mühe quält sich der Chef der Hunde von dem kleinen Schülerpult hoch und setzt sich vorne hin, an den Tisch des Lehrers. Er hat alles gemacht, was die Touristen von ihm wollten, jede Haltung eingenommen. Immer noch blickt er freundlich und zufrieden in die Welt, nur der Paradiesvogel hängt ihm etwas tiefer ins Gesicht als zuvor. Auf der Wandtafel hinter ihm werden die Regeln der Satzbildung erklärt: «These groups of words are not sentences», lese ich da, «Something important has been left our.» Und auf einmal habe ich das Gefühl, dass das auch für mich zutrifft: Etwas Wichtiges habe ich ausgelassen! Nur was?

Dieser Text erschien erstmals am Freitag, 20. Dezember 2019 in der *Neuen Zürcher Zeitung*, S. 56, 57.

© Samuel Herzog | www.samuelherzog.net